

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 5 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1914

**Inhaltsverzeichnis:** Frauenkrankheiten. Von Frau Dr. med. Stoboy-Osterjeger. (Schluß.) — Als Nationalökonomin um die Welt. II. Von Klara Zetkin. (Schluß.) — Feuilleton: Das rote Lachen. Von Leonid Andrejew. (Fortsetzung.)

## Frauenkrankheiten.

Von Frau Dr. med. Stoboy-Osterjeger. (Schluß.)

### 3. Die Leiden der Wechseljahre.

Der Wechsel, das heißt der Zeitpunkt, wo die geschlechtlichen Funktionen des Weibes erlöschen, ist für viele Frauen eine schwere Lebenszeit. Wie wir wissen, ist das Zeitalter der geschlechtlichen Reife dadurch gekennzeichnet, daß allmonatlich ein Eichen vom Eierstock sich ablöst und in die Gebärmutter wandert. Erfolgt die Befruchtung, so setzt es sich an der Gebärmutterwand fest und wächst sich zum Kinde aus. Bleibt das Eichen unbefruchtet, so tritt eine Blutung aus der Gebärmutter ein, die wir die Monatsregel nennen. Mit dem herannahenden Alter, das heißt zwischen dem 44. bis 52. Lebensjahr, erlischt die geschlechtliche Funktion des Weibes; es werden keine Eichen mehr hervorgebracht, und die Monatsregel bleibt aus. Dieser Wechsel vollzieht sich jedoch nicht plötzlich, sondern dehnt sich über Monate und sogar Jahre aus. Die Periode bleibt nicht mit einem Schlage aus, sondern wird zunächst unregelmäßig, tritt monatelang nicht auf und kommt wieder, oder die Blutungen wiederholen sich öfter als vierwöchentlich, dauern sehr lange und gefährden ernstlich die Gesundheit. Bei gesunden Frauen sind weder der Eintritt noch das Aufhören der Reife von tiefgreifenden Störungen begleitet, beide Vorgänge vollziehen sich durchaus ruhig und regelmäßig, ohne stürmische und gefährdende Erscheinungen. Leider sind jedoch die Bedingungen des heutigen Lebens für die Frau an sich schon krankmachend, und so sehen wir, je länger je mehr, wie bei jungen Mädchen und alternden Frauen durchaus natürliche Vorgänge, wie es das Einsetzen und das Aufhören der Periode sind, krankhafte Zustände, teilweise sogar schwere Leiden auslösen. Wie sehr die volle Gesundheit bei Frauen zu den Ausnahmen gehört, beweist der Umstand, daß die meisten diese Leiden als etwas Gegebenes, Unvermeidliches, ja „Natürliches“ ansehen, das zum Begriff „Weib“ gehört.

Sind die starken Blutungen der Wechseljahre an sich schon schädlich, so bedroht noch eine andere Gefahr die alternden Frauen. Die bösartigen Geschwülste, die wir schon besprochen haben, entwickeln sich gewöhnlich zwischen dem 40. und 50. Lebensjahr. Diese verursachen ebenfalls Blutungen, die die Frauen für die gewöhnlichen Blutungen der Wechselzeit halten und die sie daher gleichgültig hinhinnehmen. Entschleiert sich die Leidende endlich doch, zum Arzt zu gehen, so ist meist die bösartige Geschwulst bereits mit ihrer Umgebung, das heißt mit der Blase, den Därmen und dem Bauchfell verwachsen, und die benachbarten Lymphdrüsen sind schon mit Geschwulstkeimen durchsetzt. In diesem fortgeschrittenen Stadium ist eine Operation ausgeschlossen. Die Frau muß ihrem Schicksal überlassen werden und geht unter unjäglichen Qualen in kurzer Zeit zugrunde. Wir können daher nicht oft genug den Frauen einschärfen, bei stärkeren oder unregelmäßigen Blutungen in den Wechseljahren jahrelang ärztlichen Rat einzuholen. Erfolgt die ärztliche Untersuchung und die Feststellung des Leidens rechtzeitig, so kann durch eine Operation die bösartige Geschwulst entfernt und das Leben um viele Jahre verlängert werden.

Die gewöhnlichen Wechselblutungen werden durch heiße Spülungen, kühle Sitzbäder, wechselluende Fußbäder, Aufenthalt in frischer Luft, reizlose Kost und Sorge für guten Stuhlgang günstig beeinflusst. In letzter Zeit werden auch Bestrahlungen mit Röntgenstrahlen erfolgreich angewendet. — Der Ausfluß kann oft bei alten Frauen eine verhängnisvolle Bedeutung haben, weil er eine bösartige Neubildung ankündigt, die zerfällt und eiterl. Deshalb sofort zum Arzt, wenn ein irgendwie auffallender, übelriechender, grünlich oder rötlich gefärbter wässriger Ausfluß sich einstellt.

Da bei alten Frauen das Fett schwindet und alle Gewebe schlaffer werden, so verlieren auch die Mutterbänder und die Bänder der Scheide ihre Elastizität und gewähren der Gebärmutter nicht mehr den nötigen Halt. Es kommt dann zur Senkung der Gebärmutter. Die Senkung kann so stark werden, daß die ganze Gebärmutter heraustritt und zwischen den Beinen liegt. Wenn die Frau noch rüstig ist, so wird man dieses Gebrechen operativ zu heilen ver-

suchen, indem man die Bänder verkürzt, die Scheide verengt und den Damm verstärkt. Ist die Leidende zu alt oder kann sie sich zur Operation nicht entschließen, so kann sie Stützapparate gebrauchen, die das Organ zurückhalten.

### Die Stuhlverstopfung.

Die Besprechung dieses Leidens gehört eigentlich nicht in den Rahmen unserer Aufgabe. Da jedoch die Stuhlverstopfung so häufig die Quelle von Frauenleiden ist — was ohne weiteres klar wird, wenn man unsere Zeichnung ansieht\* und die nahe Nachbarschaft des Mastdarmes und der Geschlechtsorgane berücksichtigt —, so rechtfertigt sich eine kurze Betrachtung dieses Übels.

Normalerweise sollte die Stuhlenleerung ein- bis zweimal täglich erfolgen. Wenn wir aber die Frauen daraufhin befragen, so zeigt sich, daß die meisten von ihnen zwei, drei, selbst acht oder zehn Tage keinen Stuhlgang haben. Das führt zu schweren Schädigungen der Gesundheit. Werden die Auswurfstoffe des Verdauungskanales zu lange im Körper zurückgehalten, so vergiften ihre Fäulnisprodukte das Blut und die Gewebe; Appetitlosigkeit, Kopfweh, Müdigkeit, Blutarmut usw. sind die Folge. Das ist die chemische Wirkung der Stuhlverstopfung. Rein mechanisch schädigt der im Mastdarm gestaute Kot die Geschlechtsorgane, indem die Mutterbänder gedehnt, die Blutgefäße und Nerven gedrückt werden. Der behinderte Blutkreislauf führt zu dauernden Entzündungen der Gebärmutter und damit zu unangenehmen Druckgefühlen im Unterleib, verstärkten Periodenblutungen und Ausfluß, vielleicht auch zur Bildung von Muskelgeschwülsten, den sogenannten Myomen. Die gedrückten Nerven bereiten Schmerzen. Die Behandlung des Stuhlganges ist daher außerordentlich wichtig bei der Behandlung aller Frauenkrankheiten.

Die Ursache der Stuhlverstopfung liegt in falscher Ernährung und mangelnder Bewegung, und hier müssen wir den Hebel ansetzen, wenn wir sie beseitigen wollen. Das beliebte Einnehmen von Abführmitteln und Tees, deren Zahl mit jedem Jahre unheimlich zunimmt, nützt auf die Dauer nur dem Apotheker, schädigt hingegen die Frauen. Der Darm gewöhnt sich rasch an jedes Mittel, und es bedarf immer neuer und immer stärkerer Reize, um ihn zur Tätigkeit anzuregen, und zuletzt ver schlägt nichts mehr. Darum müssen die Frauen sich mit den Grundsätzen einer naturgemäßen Ernährung bekanntmachen, dürfen auch nicht körperliche Übungen, Sport und Gymnastik als Luxus und Zeitverschwendung ansehen und ihre Töchter davon abhalten. Im Gegenteil, auch die Mütter sollten mitmachen und wissen, daß nicht nur dem Geiste, sondern auch dem Körper eine angemessene Pflege zuteil werden muß, soll der Mensch nicht verkümmern.

### Verhütung der Frauenleiden.

Bei der Besprechung der verschiedenen Frauenleiden haben wir immer auch hingewiesen auf die Mittel zu ihrer Verhütung. Wir gingen dabei von dem Grundsatz aus, daß verhüten leichter ist als heilen. Zusammenfassend heben wir nochmals hervor, daß nur ein hygienisch richtiges Verhalten, eine naturgemäße Lebensweise geeignet ist, sowohl die Frauenleiden als auch die modernen Krankheiten zu verhüten und aus der Welt zu schaffen. Es sind aber nicht die mangelnden Erkenntnisse, sondern die sozialen Zustände, die uns am stärksten hindern, unser Leben den Anforderungen der Hygiene anzupassen, und diese sozialen Zustände sind auch daran schuld, daß so wenig zur Verbreitung hygienischer Erkenntnisse getan wird.

Man könnte meinen, daß gerade der Staat das größte Interesse daran haben müßte, die heranwachsende Generation schon in der Schule mit dem nötigen Wissen in der Gesundheitspflege auszurüsten. Nichts der Art geschieht. Und mit gutem Grunde. Wollte der Staat schon in der Schule verkünden lassen, welche Forderungen die Hygiene in bezug auf Wohnung, Ernährung, Arbeit, Schlaf usw. erhebt, so würden bereits die Kinder erfahren, daß die Lebensweise, zu der sie und ihre Eltern gezwungen sind, diesen Anforderungen ins Gesicht schlägt. Sie müßten die Überzeugung gewinnen, daß ihre Wohnung zu schlecht, die Kleidung unpassend, die Ernährung zu lang und einseitig, die Arbeit der Eltern und leider oft ihre eigene übermäßig, die Schlafenszeit zu kurz bemessen ist, daß für Körperpflege, Erholung und Lebensfreude ihnen die Mittel und die Zeit ganz fehlen. Die Kleinen und Größeren

\* Vergleiche Frauenbeilage Nr. 2.

müßten bald einsehen, daß in dieser besten aller Welten die meisten Menschen — und in erster Linie diejenigen, die alle Güter schaffen — dazu verurteilt sind, früher oder später krank zu werden, ein qualvolles Leben zu ertragen und allzu früh zu sterben. Diese Erkenntnis müßte den Willen reifen, eine solche naturwidrige Gesellschaftsordnung zu beseitigen. Daher vermeidet es der Staat ängstlich, auf diesen wie auf anderen Gebieten Licht zu verbreiten, er strebt im Gegenteil danach, die große Masse in Unwissenheit und Unklarheit zu belassen.

Wir aber, die wir das Elend und die Not, die Unwissenheit und die Krankheit aus der Welt schaffen wollen, wir müssen es sagen: nicht die Natur macht in den weitaus häufigsten Fällen die Menschen krank, sondern das tun die ungesunden gesellschaftlichen Bedingungen, in denen die meisten leben müssen. Der farge Lohn, der weder gesunde Wohnung noch auskömmliche und vernünftige Ernährung sichert, die schon im Säuglingsalter einzusehen hätte, die lange Arbeitszeit — namentlich der Frauen —, der mangelhafte Schlaf, die ungenügende Pflege in Schwangerschaft und Wochenbett, die Vergiftung durch Alkohol und die gewerblichen Gifte: das alles und manches andere noch ist schuld an dem leidensvollen Leben und dem allzu frühen qualvollen Tod ungezählter Frauen. Nicht Tränklein aus der lateinischen Küche tun not, mit denen die medizinische Wissenschaft die Leiden zu heilen versucht. Keine Pillen und Pulver vermögen dem durch übermäßige Arbeit und Entbehrungen jeder Art geschwächten Organismus aufzuhelfen, und kein Arzt vermag auf die Dauer dasjenige zu verschaffen, was wirkliche Hilfe brächte: gute Luft und richtige Nahrung, vernünftige Arbeitszeit und ausreichenden Schlaf. Deshalb muß er auf die Wirkung seiner Mixturen verzichten, ähnlich wie die Kirche mit dem Hinweis auf ein besseres Jenseits über das Elend dieses Lebens hinwegzutrotzen sucht. Wenn wir noch auf Erden selig werden wollen, dann müssen wir die Verhältnisse so umgestalten, daß ein jeder die Möglichkeit bekommt, leiblich und geistig zu gedeihen. Dann werden auch die Krankheiten mehr und mehr verschwinden, und die Ärzte werden überwiegend ganz andere Aufgaben haben, als Rezepte zu schreiben.

o o o

## Als Nationalökonom um die Welt.

II.

(Schluß.)

In China lenkt die Entwicklung in die gleichen Bahnen ein wie im Inselreich der aufgehenden Sonne, allein der revolutionierende Kapitalismus dringt hier über einen sozialen Boden vorwärts, den Natur und Kultur anders gestaltet haben. Die Ruhbarmachung der Naturgaben ist bis aufs äußerste gesteigert, soweit das ohne hochentwickelte Naturwissenschaften und Technik möglich ist. „Das chinesische Volk ist ein nationalökonomisches Wunder an sparsamer und fleißiger Ausnutzung aller verwertbarer Reste; jedes Kohlenstäubchens von Kindern gesammelt, jedes vertrockneten Halms in eifriger Winterfalte noch abgemäht.“ Jedoch diese Ökonomie ist außerstande, den Bedarf der riesig anschwellenden Menschenmassen zu decken. Der Menschenreichtum ist zur Überbevölkerung geworden „im Sinne einer Zahl von Menschen, die nur durch entkräftende Einschränkung, durch Elend möglich geworden ist... Das Problem, eine wachsende Bevölkerung zu nähren, ist vom Chinesentum auf das tote Geleise einer immer weiteren Einschränkung der Lebensansprüche abgeschoben worden.“ Die bodenständige Wirtschaft des Riesens Reichs ist bloß bis zur Hausindustrie und der geschlossenen Manufaktur gekommen. Sie kann sich nur über diese Stufen erheben, wenn ihr wie in Europa Wissenschaft und Technik dienstbar gemacht werden, die „verborgene und nur theoretisch faßbare Kräfte der Natur in den Dienst des Menschen und der Wohlstandssteigerung stellen“. Die Achse der alten China ist die Armut.

Der wirtschaftliche Boden Altchinas hat eine geistige, künstlerische und sittliche Kultur getragen und genährt, die an Tiefe und Reife die kulturelle Entwicklung Japans bei weitem übertrifft. Das gelangt auch in hervorragenden Charakterzügen der beiden Völker zum Ausdruck, wie Professor Wilbrandt in sehr interessanten Vergleichen zeigt. Die alten Sittlichkeitsgebote des Patriarchalismus sind in der Philosophie des Konfuzius und Laotse zu einer Art „ethischen Kantianismus“ gereift, der durch die Jahrtausende eine geradezu beispiellos mächtige, wegweisende Tradition der Pflichterfüllung und des Verantwortlichkeitsgefühls für den einzelnen geschaffen hat. Ein den klassischen Vorbildern nachstrebendes Volk steht in China vor uns, „dem niemand seine Sympathie verwehren kann, der es kennen lernt“.

Jedoch wie die Wirtschaft ist auch die Kultur Chinas einer Starre verfallen. Meiner Meinung nach nicht zum wenigsten des-

halb, weil ihr die lebendigen, vorwärtstreibenden Kräfte einer Wirtschaft gefehlt haben, die sich dank Naturwissenschaft und Technik über kleinbäuerlichen Familienbetrieb, Handwerk und geschlossene Manufaktur erhebt und fruchtbarste Wechselwirkung zwischen Wirtschaft und Geisteskultur, zwischen Natur- und Geisteswissenschaften erzeugt. Die Starre müßte sich natürlich auch dem politischen Leben mitteilen. Der Despotismus, aus der patriarchalischen Familienwirtschaft hervorgegangen, wurde konserviert und mit ihm je länger je mehr ein System der Brutalität und Korruption, das das öffentliche Leben lähmt und vergiftete und neben den alten Tugenden des Volkes Schwächen und Laster züchtete.

Nun hat der internationale Kapitalismus mit gepanzerten Faust China aus seiner Erstarrung aufgerüttelt und ist drauf und dran, das Reich umzupflügen, gewalttätig, wie es seinem Wesen entspricht, und als Träger aller Schrecken und Verbrechen, die seinem Einbruch in Länder urwüchsiger Kultur eigentümlich sind. Professor Wilbrandt bestätigt das durch erschütternde Bilder aus Seiden- und Baumwollspinnereien in Schanghai, die Frauen ausbeuten und Kinder schon im Alter von fünf Jahren. „Die Fabrikindustrie dient auch hier, wie in Europa der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, zunächst nur einer Steigerung des Gemeinreichums, bei weiterer Verelendung seiner Erzeuger... 14 Prozent Dividende kamen zustande, aber mit welcher Ausbeutung und Qual!“

Vergessen wir in Hinblick auf das Werden eines „neuen“ China die Bedeutung dieser Tatsachen nicht: Die weitgestreckten Grenzen des Reiches der himmlischen Mitte umspannen Länderstriche fast aller Zonen mit den verschiedensten natürlichen Entwicklungsbedingungen für Wirtschaft und Kultur; schließen alle möglichen Wirtschaftsstufen ein, von der primitivsten Sippenwirtschaft und Nesten des urwüchsigen Agrarkommunismus bis zum modernen kapitalistischen Betrieb; beherbergen ein buntes Gemisch von Völkern und Religionen. Wie die Dinge liegen, muß der Kampf zwischen dem Alten und Neuen in China einen kaum übersehbaren dichten Schwarm von Gegensätzen auslösen und Verwicklungen jähwirrigster Art erzeugen.

Der deutsche Nationalökonom fuhr durch China in den Tagen der Revolution, in der es um eine „notwendige Industrialisierung nach europäischem Muster ging und um die ebenso unentbehrliche Erneuerung der produktiven Kräfte“. Sie enthüllte „den unvermeidlich revolutionierenden Gegensatz des aufsteigenden kapitalistischen Bürgeriums im Süden zu dem konservativen Junkertum des Nordens“. Der Wahrheitsdrang des Forschers und die einsichtsvolle Sympathie für das alte, hochstehende Kulturvolk der Chinesen ließen ihn Umschau halten, ob dieses Volk in sich selbst auch die Kräfte — Charakter und Intellekt — zu wirtschaftlicher Erneuerung trage und damit „zur selbständigen Führung einer modernen, durch Industrie vervollständigten Volkswirtschaft“. Die Missionare behaupteten, das Christentum sei berufen, die dazu nötige Erziehungsarbeit zu vollbringen. „Aber“, sagt Professor Wilbrandt dazu, „so viel das Erziehungswerk der Missionen Gutes stiften mag, sehen wir nicht auch im Chinesentum selber eine Quelle neuer Kraft?“ Die Revolution ist es, die nach ihm diese Quelle zu erschließen scheint. Und so vermag der Gelehrte die Frage nicht unbedingt zu bejahen, ob das Kulturvolk der Chinesen „gealtert“ sei, so daß ihm die Kraft zur Wiedergeburt fehle, „vielmehr zeigt gerade die Revolution, ihr Geist und ihre Arbeit erstaunlich jugendliche Elastizität“.

Die Übergangszeit mit ihrer überwuchernden kalten Verstandeskultur, ihrem Drängen nach „Zweckmäßigkeit“, Gewinn, bedroht wie in Japan unter anderem namentlich die künstlerischen Werte; doch sah Professor Wilbrandt bereits hoffnungsvolle Anzeichen. Denkmäler der alten Kunst zu erhalten, und er kommt für die künftige Entfaltung der ästhetischen Kultur zu diesen bemerkenswerten Schlußfolgerungen: „So mag, wie bei uns die gefährdete Schönheit naiver Vergangenheit nun bewusst erneuert und geschützt wird, auch dort die Romantik sich neben der fortschreitenden Technik bewahren, konservativ im besten wirtschaftlichen Sinne und Untergrund zugleich für das, was auch dort die alte Tradition, nach einem Jahrhundert der Industrialisierung und der sozialen Frage, einst aufnehmen und neu beleben kann: der Sozialismus, dessen Theorie hereingetragen, dessen Praxis gelernt werden wird vom europäischen Vorbild. Reicher und stärker geworden durch kapitalistische Entfaltung der Industrie, mag das chinesische Volk die damit verbundenen sozialen Gegenstände einst überwinden durch den ihnen entspringenden antikapitalistischen Geist des Sozialismus, der die romantische Stimmung fruchtbar macht zu neuem Aufbau der Gesellschaft, auf dem Grunde der Befriedigung des wirklichen Bedarfs an Stelle niederer Geld- und Genußsucht.“

Wir müssen uns bedauernd versagen, auf die Einblicke und Ausblicke einzugehen, die der vierte Abschnitt der Schrift über den „Patriarchalismus“ in den Tropen vermittelt, wie über die Rolle des „Europäers als Erzieher“, der dort „in die Kinderstube der Menschheit“ tritt. Auf dem Heimweg, in Ägypten, empfand Professor Wilbrandt die drückende Schwere der „durch und durch materialistischen europäischen Zivilisation, die dem materiellen, von außen durch Sachgüter zuzuführenden Lebensgenuss mit so viel Kraftaufwand nachjagt. . . Das Objekt, die Außenwelt wird unterworfen, Raum und Zeit überwunden; der Mensch hegt sich und andere, um diesen Reichtum äußerer Mittel zu erringen und zu genießen. Doch was er bei alledem einbüßt, die Ruhe, die Glücksfähigkeit, den inneren Reichtum eines noch nicht am Objekt verarmten Subjekts, das hat noch der so viel „ärmere“ Mensch des Ostens.“

Und die Ursache dieser wie anderer unerquicklichen Erscheinungen und Verluste, die sich bei einem rückschauenden Vergleich vor des Weltreisenden Seele stellen? Es ist der Kapitalismus oder, wie Professor Wilbrandt es nennt, „der Tausch, die auf selbst versorgte Eigenwirtschaft folgende höhere Stufe, die uns diese Probleme aufgibt, ohne auch ihre Lösung hinzuzufügen. Der Tausch kennt nur den Erwerb von Geld, mit dem man Güter kauft, und dafür das Streben nach Absatz, das um so besser gelingt, je mehr „Bedürfnisse“ man in den anderen weckt; und es ist vom Standpunkt des Tauschsystems gesehen ganz gleich, ob die Menschen dabei besser, reiner, ob ihr Empfinden und ihr Anblick schöner wird — wenn nur gekauft wird, was man anzubieten hat, dann war der Markt ja „gut“, dann ist „Aufschwung“, dann hegt und jagt sich alles ab, um zu produzieren, was nur konsumiert werden soll, damit produziert werden kann, damit die Produzenten Absatz und so erst Existenzmöglichkeit finden. Das ist es, was uns auf den Weg des rastlosen Erwerbens und Genießens getrieben hat: der verhängnisvolle Kreislauf, daß um des notwendigen Erwerbs willen, schon zur Daseinsfristung nötig, fremde Bedürfnisse gehnt, geweckt, gesteigert werden müssen, und daß das, was sodann allgemein unentbehrlich geworden ist, wieder um so mehr Gelderwerb nötig macht. Die Unternehmung, und gar ihre kapitalistische Vollendung im Großbetrieb, sie kann nicht anders, als mit gewaltigem Aufwand an Neikame den Menschen aufzubringen, was sie erdacht hat an neuen Möglichkeiten des Genusses, um dadurch wieder den unentbehrlichen Massenabsatz für ihre Massenproduktion zu steigern; weit raffinierter Neues erfindend und die Dier aufstachelnd als jemals früher, da noch der Sklave oder Diener vom Herrn erst darauf gelassen werden mußte, nicht aber von sich aus Anlaß hatte, mit Eifer neue Genüsse der Herrschaft auszudenken, um desto mehr Arbeit sich aufzubürden.“

Welche Wege führen zur Überwindung der zerrissenen, zwiespältigen Gegenwart? Professor Wilbrandt antwortet: „Gibt es auf die Dauer etwas anderes, was uns noch bleibt, als dies: die ungehobenen Schätze zu ergraben, die in den Menschen als Anlagen und in unserer Kultur als erhebende, der Masse aber völlig fremd gebliebene Erungenschaften verborgen liegen! Diese Schätze, vom Kapitalismus ungenützt gelassen, da sie ihm nicht zugehören, das sind die letzten Reserven, die wir haben. Alle hohen spezifisch menschlichen Kräfte zu Hilfe rufen und als Mittel dafür Erziehung, Bildung und Fürsorge, zugleich Befriedigung tiefsten Bedürfnisses, so zur Freiheit erziehen und für sie fähig machen, keine der menschlichen Anlagen ungenützt lassen, sie konservieren, ja sie zu züchten suchen — ist das nicht die große ökonomische Aufgabe der Zukunft, unentbehrlich neben den konservativen Kräften, den lenkenden Gewalten, ja weit über diese hinaus tragend an künftiger Bedeutung? Das ist es ja im Grunde, was jene ost mißverständlichen Bewegungen wollen: die der Frauen und die des Proletariats. Die verfügbaren, aber nicht ausgenützten Kräfte im Innern des Menschen sind es, die in diesen Bewegungen um Entfaltung ringen, wie mit einem angstvollen Schrei hinausrufend: Laßt uns nicht ersticken unter Überfluß und Mangel, laßt uns die Kräfte der Heilung sein, deren die Welt bedarf!“

„Und eine Reformarbeit reißt sich an die andere, von jenen sich hinausringenden innersten Kräften hervorgetrieben. Aber es ist nicht der Tausch, in dem sich das vollzieht. Und Naturgesetze vergleichbar zeigt pünktliche Wiederkehr die Wirkung und Gewalt des im Tauschverkehr waltenden Eigennutzes, dessen Wirksamkeit wir voraussetzen dürfen, um wie Naturforscher wissen zu können, wie eng begrenzt in dieser wirtschaftlichen Sphäre die Möglichkeit sozialpolitischen Eingriffs ist.“

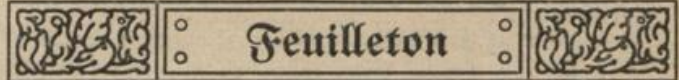
„Darum freibt uns die Erkenntnis dessen, was verloren wurde, das Neue zu suchen in einer den Tausch überwindenden höheren Entwicklung. Gemeinwirtschaft, frei aufzubauende neue und zwangsweise erneuerte, völlig versorgende oder wenigstens ein Minimum

sichernd, hat bereits begonnen, über dem Tauschverkehr sich zu erheben; und Erziehung, ohne Zwang doch wirkend, schickt sich an, sich denen zu widmen, die empfänglich sind für Gutes, das man ihnen bietet. So wird der soziale Grund gelegt für die Ökonomie des inneren Reichtums. Nach innen wendet sich die Ökonomie, wie unsere Weltbetrachtung es schon getan hat. Und so mag uns doch nicht unerreichbar sein, was die Weisheit des fernen Ostens uns lehren konnte.“

Es ist bekannt, daß Professor Wilbrandts Sozialismus manche Züge trägt, die ihn von der Lehre Marx-Engels' unterscheiden. Aber die Herrschaft des Burgfriedens ist nicht die Zeit für eine kritische Auseinandersetzung darüber, weil eine solche ohne eindringende Analyse der bürgerlichen Ordnung unmöglich ist. Außerdem: trotz des Trennenden wieviel Gemeinsames! Das aber nicht etwa im Sinne jener trivialen Genügsamkeit, die bei jedem halbwegs einsichtsvollen Wort eines leibhaftigen Professors jede Bestimmung verliert.

Seine sozialistische Weltanschauung hat Professor Wilbrandt selbstverständlich auch über die engen Schranken der Vorurteile gegen Nationen, Rassen und Religionsbekenntnisse hinweggetragen. In der geistigen Freiheit einer weltbürgerlichen Gesinnung sucht er fremdes Wesen zu verstehen, um ihm gerecht zu werden. Es ist das einer der liebenswertesten und zugleich erhebensten Züge seines Schriftstellers. Wir lesen da zum Beispiel: „Daß Vorurteile berichtigt, daß die Schätzung anderer Völker corrigiert, daß von ihnen gelernt und eine innerliche Annäherung erreicht wird, trotz allem Nationalismus, den man findet und in sich selbst geklärt nach Hause trägt, das alles ist ein elementares, unwiderstehliches Erleben, das mit der ganzen Menschheit verbindet, in ihre Jugend und Kindheit zurückführt und zum Ausblick auf ihr Heranreifen, ihre Zukunft anregt. . . Um die ganze Welt ziehen sich heute die Empfindungen des Dankes, der Gemeinsamkeit; und gleiches Wollen, kaum aufgehalten von der Gegnerschaft der Staaten, die das Verhältnis der Feindschaft gegen die Stammesfremden fortführt, spinnt Fäden der Sympathie, der freien Hingabe an dieselbe Sache; Vorahnung dessen, was gewoben werden mag durch Milliarden von Tritten am Webstuhl der Zeit, zusammenschließend aus umfassender Wirtschaftlichkeit und ausreisender Menschlichkeit zum dichten Gewebe organisierter Gemeinschaft.“

Wer jetzt den Samen der nationalitätlichen Überhebung, der chauvinistischen Hege gegen Völker über sich hinbraunen fühlt, die reichste Schätze zum kulturellen Menschheitserbe beigesteuert haben: den wird die Lektüre von Wilbrandts Schrift anmuten wie ein Trank aus frischer Quelle in grüner, blütenreicher Dase. Klara Zeitlin.



## Das rote Lachen.

Von Leonid Andrejew.

(Fortsetzung.)

Ich blickte aus dem Zuge in die Nacht hinaus: an verschiedenen Stellen des Horizonts standen unbeweglich, gleich einer unheimlichen, schweigenden Kette, mächtige rote Flammenszeichen am Himmel — als wenn zehn Sonnen zu gleicher Zeit aufgingen. Und es war auch nicht mehr so finster: in der Ferne hoben sich die kompakten, dunklen Massen der Hügel in bald ediger, bald gewellter Linie scharf ab, während in der Nähe alles in ein rotes, sanftes, ruhiges Licht getaucht war.

Der Zug machte plötzlich Halt, so plötzlich, daß ich mit dem Kopfe gegen die Wand schlug. Man vernahm Stimmen, und wir sprangen auf.

Dicht vor der Lokomotive lag irgend etwas auf dem Bahnkörper, wie ein Bündel, aus dem ein Wein hervorstrahlte.

„Ein Verwundeter?“

„Nein, ein Toter. Der Kopf ist abgerissen. Wenn Sie wollen, zünde ich die vordere Laterne an. Sonst überfahren wir noch jemanden.“

Der Klumpen mit dem hervortretenden Bein wurde zur Seite geschoben; das Bein wippte einen Augenblick empor, als ob es durch die Luft entfliehen wollte, dann verschwand alles in dem schwarzen Graben, der am Bahndamm entlang lief.

„Hört mal!“ rief jemand mit verhaltenem Entsetzen.

Wir kauften in die Stille der Nacht hinaus. Von überallher vernahm man ein gleichmäßiges, heiseres Achzen, wie ein Scharen und Krachen, ganz seltsam ruhig und fast monoton in seiner Breite. Wir hatten schon so viel Achzen und Schreien gehört, dieses Achzen aber war von ganz anderer Art als alles das, was wir bisher vernommen. Es ließ sich nicht bestimmen, woher es kam. Auf der in trüben, rötlichen Dämmerung getauchten Fläche konnte das Auge nichts erkennen, und so schien es, als ob

die Erde selbst oder der von den lohenden Feuern erhellte Himmel ächzte.

„Wir sind hier auf der fünften Werkst,“ sagte der Maschinist.

„Das kommt von dort drüben,“ meinte der Doktor, indem er mit der Hand in der Richtung des Bahndamms vorwärts wies. Der Student fuhr zusammen und wandte sich langsam zu uns um.

„Was ist das?“ sagte er. „Das kann man ja gar nicht mit anhören!“

„Gehen wir — vorwärts!“

Wir schritten zu Fuß vor der Lokomotive her. Unser Kompatter, langer Schatten fiel auf den Bahndamm, und er war nicht schwarz, sondern von mattem Rot, wie alles ringsum. Mit jedem Schritt, den wir vorwärts taten, ward dieses unheimliche, schaurige Stöhnen, das seinen Ursprung zu haben und von der Erde, vom Himmel, von dem roten Luftmeer auszugehen schien, immer vernehmlicher und lauter. Es erinnerte ein wenig an das gleichmäßig monotone Zirpen der Heuschrecken auf der Sommerwiese. Und immer häufiger und häufiger stießen wir auf Leichen. Wir betrachteten sie flüchtig und warfen sie vom Bahndamm — diese gleichgültigen, welken, füllten Körper, die dort, wo sie gelegen, ihre dunklen, bligglänzenden, halb eingefiederten Wutspuren zurückließen. Wir begannen sie zu zählen, verzählten uns aber bald und gaben die Sache auf. Es waren ihrer so viel — nur allzuviel für diese unheilvolle, von kaltem Grausen erfüllte, schaurige Nacht.

„Was ist denn das?“ schrie der Doktor und schwang dabei drohend die Faust. „So hört doch!...“

Wir näherten uns der sechsten Werkst, und das Ächzen klang nun bestimmter, schärfer. Wir glaubten die verzerrten Mundöffnungen zu sehen, die diese Töne hervorstießen. Wir blickten schauernd in die rosig schimmernden, gespenstischen Nebel, als dicht vor uns, am Fuße des Bahndamms, jemand ein lautes, weinerliches, bitendes Ächzen ausstieß. Wir fanden ihn sogleich, diesen Verwundeten, in dessen Gesicht man nichts als die Augen sah — so riesengroß erschienen sie, als der Schein unserer Laternen auf sein Gesicht fiel. Er hörte auf zu stöhnen und ließ seinen Blick voll Erwartung über unsere Gruppe schweifen, wobei er nacheinander jeden von uns und dann die Laternen ansah. In seinen Augen lag eine wahnsinnige Freude darüber, daß er endlich Menschen und Licht sah, und zugleich eine wahnsinnige Furcht, daß alles dies im nächsten Augenblick wie eine Vision verschwinden könnte. Vielleicht hatte in den schrecklichen Stunden, die er verbracht, ihm diese Vision von suchenden Menschen mit Laternen schon mehr als einmal die Rettung vorgegaukelt, um dann in den blutigen, trüben Nachtnebel zu entfliehen.

Wir gingen weiter und stießen gleich darauf auf zwei neue Verwundete; der eine lag auf dem Bahndamm, der andere stöhnte unten im Graben. Als wir sie aufnahmen, rief der Doktor, vor innerer Erregung bebend, mir zu:

„Nun, was ist mit ihnen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er sich ab. Ein paar Schritte weiter begegneten wir einem Leichtverwundeten, der uns selbst ohne fremde Hilfe entgegenkam; er stützte den einen, verwundeten Arm mit dem anderen, schritt mit hochgehobenem Kopf auf uns zu und schien, als wir zur Seite traten und ihm Platz machten, uns gar nicht zu bemerken. Vor der Lokomotive blieb er einen Augenblick stehen, bog dann um sie herum und ging an den Waggons entlang weiter.

„Steig' doch ein!“ rief der Doktor ihm zu, doch er gab keine Antwort.

Das waren die ersten, die uns noch Schrecken einflößten. Dann fanden wir ihrer immer mehr, auf dem Bahndamm und in seiner Nähe; das ganze, in der unbeweglichen roten Feuerlohe düster schimmernde Feld wimmelte von ihnen, als wäre es lebendig geworden, und es hallte wider von ihrem lauten Geschrei, ihrem Ächzen, Kluden und Stöhnen. Gleich dunklen kleinen Hügelchen hoben sie sich ab von dem Blachfeld — beweglichen Hügelchen, die durcheinanderkrochen wie schläftig krabbelnde Niesenkrebse, ganz selbst anzu schauen und mit ihren zuckenden, ruckweisen Bewegungen, ihrer kraftlosen Schwerfälligkeit kaum noch Menschen ähnlich. Die einen verhielten sich still und gehorsam, die anderen stöhnten, heulten, fluchten und haßten uns, die wir zu ihrer Rettung gekommen waren, so leidenschaftlich, als ob wir diese blutige, erbarmungslose Nacht herausbeschworen, als ob wir ihre hilflose Vereinsamung inmitten der Leichen ringsum und ihre entsetzlichen Wunden verurteilt hätten. Wir hatten keinen Platz mehr in unseren Waggons, und unsere Kleider waren ganz naß von Blut, als wenn wir lange in einem Blutregen gestanden hätten — und immer noch trugen wir Verwundete herbei, immer noch wimmelte und wogte diese unheimliche, lebendig gewordene Fläche.

Etliche krochen selbst auf allen vieren herbei, andere kamen schwankend herangeschritten und brachen hilflos zusammen. Ein Soldat kam förmlich im Sturm herangerast. Sein Gesicht war zerfurcht, er hatte nur ein Auge, das wild und unheimlich glühte, und er war fast nackt, als wenn er aus der Wadestube käme. Er stieß mich zur Seite, nahm sich den Doktor aufs Korn und packte ihn mit seiner Linken wütend an der Brust.

„Kriegst gleich was ins Maul!“ schrie er, während er den Doktor schüttelte, und fügte ein boshaft zynisches Schimpfwort hinzu. „Kriegst gleich was ins Maul, du Schuft!“

Der Doktor machte sich von ihm los und schrie seinerseits, während er auf ihn eindrang, mit halberstimmter Stimme:

„Ich bring' dich vor das Kriegsgericht, Schurke! Du hinderst mich bei der Arbeit! Halunke! Halunke!“

Man brachte sie auseinander, aber lange noch hörte man das Schimpfen des Soldaten: „Schnuff du! Kriegst gleich was ins Maul!“

Ich war schon ganz erschöpft und ging auf die Seite, um eine Zigarette zu rauchen und ein wenig zu verschmaufen. Von dem angetrockneten Blute sahen meine Hände aus, als wenn sie in schwarzen Handschuhen steckten. Die Finger hatten ihre Biegsamkeit verloren und vermochten kaum, die Zündhölzer und die Zigarette zu halten. Als ich diese endlich in Brand gesetzt hatte, schien mir der Rauch einen ganz besonderen, seltsamen Geschmack zu haben, wie ich ihn noch nie beobachtet hatte. Der Student, der als Krankenträger mit uns gekommen war, trat auf mich zu; es war mir, als hätte ich ihn nicht erst heute kennen gelernt, vor einer Stunde, sondern vor einer Reihe von Jahren, doch konnte ich mich nicht entsinnen, wo es gewesen. Festen Schrittes kam er auf mich zu, gleichsam marschierend, wobei er durch mich hindurch in die Ferne starrte.

„Sie schlafen,“ sagte er in vollkommen ruhigem Tone. Seine Worte waren mir unverständlich, doch glaubte ich einen Vorwurf herauszulesen und brauste auf:

„Sie vergessen, daß sie zehn Tage lang wie die Löwen gekämpft haben!“

„Sie schlafen,“ wiederholte er in demselben Tone und schaute durch mich hindurch, irgendwohin, in die Höhe. Dann neigte er den Kopf zu mir herab und sagte, mit dem Finger drohend, in demselben ruhigen, trockenen Tone:

„Ich will Ihnen nur sagen... ich will Ihnen nur sagen...“

„Was denn?“

Er beugte sich noch tiefer, drohte wieder bedeutungsvoll mit dem Finger und wiederholte:

„Ich will Ihnen nur sagen... ich will Ihnen nur sagen... ich will Ihnen nur sagen...“

Und mit demselben strengen Blick auf mich zog er seinen Revolver hervor, setzte ihn an und schoß sich durch die Schläfe. Und das setzte mich weder in Erstaunen, noch erschreckte es mich. Ich nahm die Zigarette in die linke Hand, betastete mit dem Finger seine Wunde und begab mich zu den Waggons.

„Der Student hat sich eben in den Kopf geschossen,“ sagte ich zum Doktor, „ich glaube, er lebt noch.“

Der Doktor schaute sich an den Kopf und stöhnte laut auf:

„Hol ihn doch der Teufel! Wir haben ja gar keinen Platz mehr. Auch dieser da — er zeigte nach einem anderen Krankenträger, gleichfalls einem Studenten — „wird sich gleich erschießen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Und auch ich — seine Stimme klang zornig und drohend — „auch ich tue es! Ja! Wer jetzt noch kommt, mag zu Fuß gehen. Es ist kein Platz mehr da. Wem's nicht paßt, der soll sich beschweren.“

Ich blieb allein zurück.

Zu meiner Linken, weit, weit weg von mir, sah ich eine Reihe kleiner, trüber Lichter sich bewegen — es war der Eisenbahnzug, der davonfuhr. Ich war allein unter den Toten und Sterbenden. Wie viel waren ihrer noch zurückgelassen! In meiner Nähe war alles still und tot, weiterhin aber wimmelte und zuckte das Feld noch, als wenn es lebte — oder vielleicht schien mir das nur so, weil ich allein war. Aber das Ächzen und Stöhnen verstummte nicht. Es hallte weithin über die Erde und klang jetzt so leise, so hoffnungslos wie das stille Weinen eines Kindes oder wie das Winseln von tausend jungen Hunden, die, in die Winterkälte hinausgeworfen, hilflos erfroren. Wie eine spitze, endlos lange Eisnadel bohrt sich dieses stille Stöhnen ins Gehirn und bewegte sich darin langsam hin und her, immer hin und her...

(Schluß folgt.)